

gerne gesungen und gehört werden, obgleich sie weit über ein halbes Jahrhundert alt sind. Wer erinnert sich nicht der einschmeichelnden Arie zu den Worten:

„Brüderlein fein, Brüderlein fein,  
Einmal muss geschieden sein,

Und scheint die Sonne noch so schön,  
Einmal muss sie untergeh'n!“

oder die Melodie vom Aschenlied im „Verschwender“, die Arie aus „Alpenkönig und Menschenfeind“: „So leb' denn wohl, du stilles Haus!“ oder jenes: „Floriani, um di wan' i, du meines Lebens Süßigkeit — Mariandl — Zuckerkandel“ etc. Dies sind Lieder, die vielleicht den jungen Wiener kalt lassen, aber dem alten Wiener tief ins Gemüth einschneiden. Es sind dies Lieder, die ihren Componisten lange überlebten und noch lange überleben werden. Sein Sohn Adolf Müller verlegte sich zwar auch auf dieselbe Art von Volksmelodie und trat in die Fusstapfen seines Vaters, aber er hatte ihn an Phantasie und einschmeichelnder Lieblichkeit der Melodie lange nicht erreicht. Wahrlich nach und nach droht das Genre dieses einfachen natürlichen Volksgesanges gänzlich auszusterben, und die kunstgerechten complicirten Formen der Possenmusik sind nicht im Stande, das bei unserem Volke hervorzurufen, was ein einziges Lied, eine einzige Strophe Müller's vermochte.

Wenzel Müller, obgleich kein geborner Wiener, wusste doch das musikalische Idiom des Wienerthums so geschickt aufzufassen, dass er stets den richtigen Effect zu erzielen wusste; auch hatte er die schöne Eigenschaft, die heute nur Wenigen mehr eigen, nie aus seinem bescheidenen Wirkungskreise herauszutreten. Und wir können dieselbe Einfachheit, Bescheidenheit und Gemüthlichkeit, die wir als Hauptcharakterzüge bei dem Wiener bewundern, auch wieder aus den Liedern unseres Wenzel Müller hervorklingen hören.

## XIX. CAPITEL.

### Die Ballgasse.



enes kleine schmale Gässchen, welches vom Franciscanerplatz aus durch einen Schiebbo gen in die Rauhensteingasse führt, wurde von einem dort im XVII. Jahrhundert errichteten „Ballhause“ Ballgasse genannt. Früher hiess es: „Auf der Tagthen“<sup>1)</sup> und an der Stelle jener vier Häuser (Nr. 929, 930, 931 und 932), welche heute die eine Gassenseite bilden, stand einst das „Himmelporten-“ (Himmelporten-) „Kloster“, welches mit Verordnung vom Jahre 1782 aufgehoben wurde. Erst nach Wegräumung dieses Klosters wurden obige Privathäuser erbaut, von denen das folgende wohl als das historisch wichtigste betrachtet werden kann:

#### Das Tischlerherberg-Haus Nr. 929 (neu 8).

Es ist das älteste Haus in dieser Gasse und bestand schon im Jahre 1772 als das „bürgerliche Tischlerzunft-Haus“. Eine grosse Steintafel ober dem Hausthor, welche heute durch eine moderne hölzerne ersetzt ist, belehrt uns hierüber mit seiner Aufschrift: „Der Bürgerlichen Tischler Herberg 1772.“

<sup>1)</sup> Diese altwienerische Benennung „Auf der Tagthen“ mochte wohl auf jenes nahegelegene Strafhausgebäude („Malefizspitzbubenhaus“) in der Rauhensteingasse sich bezogen haben, wo die Verbrecher notorisch Rohrdecken zum Lager bekamen. Daher der Ausdruck: „Auf der Rohrdecke liegen“ gleichbedeutend war mit: „Zu Grunde gehen oder verunglücken.“ Und noch heute gilt von einem moralisch oder physisch verkommenen Menschen der echt wienerische Ausdruck: „Na, der is schön auf der Dacken.“

Hier befand sich das älteste jener drei Privatballhäuser, welche Wien seit den Zeiten Ferdinands I. besass,<sup>1)</sup> von dem auch die Gasse ihren Namen erhielt. Mit Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde dieses Haus zu Theatervorstellungen benützt, und die Italiener Caldazoni, Sebastian Cicio und später Ristori gaben hier mit grossem Beifall und unter ausserordentlichem Zudrang komische italienische Operetten. Aber mit dem Jahre 1708, als vom Stadtrathe das neue Kärntnerthortheater erbaut ward und dadurch die kleinen „Polichinell“<sup>2)</sup> und „Marionettspiele“, sowie alle sonstigen ärmlichen Theaterbuden in die Vorstädte verwiesen wurden, hörten auch hier im Hause diese Theatervorstellungen auf, und eine kaiserliche Verordnung vom 25. April 1720 bestimmte, dass das Kärntnerthortheater allein das Recht habe scenische Vorstellungen abhalten zu dürfen. Seit dem wurde das Haus zu Privatzwecken benützt.<sup>3)</sup>

Eine den Wienern theuere Erinnerung anderer Art knüpft sich an

### das Dreifaltigkeitshaus oder Bierhaus „zum alten Blumenstöckel“ Nr. 928 (neu 3).

Hier schenkten Anfangs der Zwanzigerjahre Michael Wichtel und später Obermayer ihre berühmten Biere aus, die allgemeinen Stadtruf besaßen, und es werden sich die ältern Bierfreunde noch mit Freude jener vortrefflichen Biersorten erinnern, die man damals (in den Dreissiger- und Vierzigerjahren) „Bairisch“, „Kaiserbier“ und „Jedleseer“ nannte. Mit dem Namen aber ist auch ihre Eigenthümlichkeit und Güte verschwunden. Diese Biere waren stärker (d. h. alkoholhaltiger) und durch grössere Hopfen- und Malzzusätze gehaltvoller als heute. Das Bierglas klebte noch nach einiger Zeit am Tische fest, ein Fall, der sich heute nicht mehr ereignet, auch wurde zur Bitterwürze nur reiner, unvermischter Hopfen genommen und das Bier nur in der natürlichen Kellerfrische, nicht aber im Zustande der so schädlichen Eiskälte getrunken.

Es steht also ausser Zweifel, dass die Bierproduction seit jener Zeit, namentlich seit dem riesigen Aufschwung der Chemie, sich allerdings quantitativ gehoben hat, ob sie es aber auch qualitativ gethan, sollen nachfolgende Zeilen besprechen.

### Die alten Biere und Bierhäuser der Wiener.

Die Geschichte der Wiener Biere nimmt schon mit den Zeiten Carls V. ihren Anfang, und ist uns eine interessante Verordnung vom 9. März 1430 erhalten geblieben, welche befiehlt, dass kein Bier innerhalb des Burgfriedens der Stadt ausgeschenkt werden dürfe, um nicht der Weinproduction zu schaden, die ja ein Haupterwerb der alten Wiener Bürgergeschlechter war. Schon damals also erkannte man im Biere den furchtbaren Rivalen des Weines, der nur zu bald die Oberhand gewinnen sollte, und trotz der eifrigsten Bemühungen der Regierung und trotz vielfacher Erlässe<sup>3)</sup> nahm die Biererzeugung von Jahr zu Jahr erschreckend überhand. Zwar hatte unter

<sup>1)</sup> Wien hatte nur vier grosse Ballspielhäuser. Das erste war das Hofballhaus, das ich schon im XV. Capitel besprach. Von den übrigen drei öffentlichen war jenes in der Himmelpfortgasse das „Boierische“ das grösste, es kommt noch in dem im Jahre 1701 bei Joh. v. Ghelen gedruckten ersten Häuserschema (Pag. 108) als „Herrn Sauconets kais. Hoff-Buttmachers Ballhaus“ vor, verschwindet aber bald darauf ganz, da es vom Prinzen Eugen von Savoyen zur Erbauung seines herrlichen Palastes in der Himmelpfortgasse (des heutigen Finanzministeriums) erkaufte wurde. Das weit kleinere befand sich in der Teinfaltstrasse. Mit Beginn des vorigen Jahrhunderts, als die Vorliebe für das Ballspiel bereits erlosch, wurden in den leergewordenen Räumen dieser drei Privatballhäuser grosse Theatervorstellungen gegeben u. zw. im erstgenannten italienische, im letztern deutsche, wobei man von den hochfürstlich Württemberg'schen Hof-Komödianten Staatsactionen und Possen aufführen liess.

<sup>2)</sup> Nach den ältesten Grundbüchern bildete dieses Haus ein „Zuhause“ des Klosters, und erst nach Aufhebung dieses Klosters wurde ein Theil des „Zuhauses“ verbaut.

<sup>3)</sup> So befahl z. B. Ferdinand I., dass es den Müllern und Bauern auf dem flachen Lande auf das Strengste untersagt sei Bier zu brauen.

Leopold I. bis 1699 das Bürgerspital in der Kärntnerstrasse das ausschliessliche Recht Bier zu brauen, dennoch finden wir schon um die Mitte des XVI. Jahrhunderts in der Umgebung Wiens zahlreiche Brauereien, <sup>1)</sup> und unter Carl VI. liebte man es sogar, von auswärts Biere zu beziehen und das sogenannte „Regensburger“- und „Breslauerbier“ war damals hoch in Flor.

Sonst gab es in Oesterreich überhaupt nur zwei Biergattungen, das Weizenbier (welches man auch Weiss- oder Weinbier nannte) und das Gerstenbier (auch Braunbier oder Luftbier), weil man es aus Gerste braute, die in der Luft getrocknet war. <sup>2)</sup>

Seitdem aber die Chemie die Weltherrschaft auf dem Gebiete der Nahrungsmittel errungen hatte und somit auch ein Wort mit dreinsprechen durfte in die Erzeugung des Bieres (dem Brod der Armen, wie Liebig es nannte), finden wir in den ländlichen Brauerstuben statt des einstigen alten Brauknechts zwei Chemiker, und so nahm das Bier rasch an Güte ab. Ich spreche hier nicht etwa von unseren grossen Matadoren, deren Erzeugnisse weit über jeden Zweifel erhaben sind, sondern von jenen winzigkleinen, obskuren, im Kampfe um's Dasein ringenden Winkelbrauereien, die den so kostspieligen Hopfen durch allerlei chemische Ingredienzien und Mittel als Bitterwürze zu ersetzen glauben und durch allzu geringen Malz- oder Gerstenzusatz ein schales, kraftloses, liches, dem böhmischen Bier ähnelndes „Modebier“ erzeugen.

Doch dieselben Wandlungen, die wir im Laufe der Zeiten über das Bier ergehen sahen, dieselben mussten wir auch in unsern Bierstuben wahrnehmen. Mit Wehmuth erinnern wir uns noch jetzt der guten alten Zeit, wo in den schlichten niedern Bierschänken noch Talglichter brannten, die der Wirth mit der unvermeidlichen blauen Schürze und dem grünsamntenen Käppchen selbst anzündete und uns ein „Gelobt sei Jesus Christus“ zum Grusse gab; er bediente uns persönlich und versorgte uns, zwar nur auf ungedeckten Eichentischen, mit Speise und Trank, aber die Getränke waren echt, die Portionen billig und gross. Diese einfachen Stuben sind nun alle verschwunden; statt ihrer empfangen uns glänzende riesige Salons. Ihre tausend Gasflammen, ihre hundertfältigen Spiegelgläser blenden uns, aber sie befriedigen nicht. Ihre Garçons im tadellosen diplomatischen Frack sind eleganter, aber sie serviren uns nur Speisen, deren Volum im Verhältnis zur ehemaligen Grösse zu einem trügerischen Schattenbilde zusammengeschrumpft ist.

Mit Ende der Vierzigerjahre gab Obermayer das Wirthsgeschäft auf, und das „alte Blumenstöckel“ wanderte in das *vis-à-vis* gelegene ehemalige Geymüller'sche Haus Nr. 930 (neu 6), wo es noch heute unter dem Namen „Neues Blumenstöckel“ fortbesteht, es ist wohl eleganter und geräumiger, aber die alten Traditionen vom „alten Blumenstöckel“ können nicht mehr so unverbrüchlich aufrecht erhalten werden, und die echten und rechten Bierfreunde von früher fühlen sich im „neuen“ nicht mehr so ganz behaglich, wie es ehemals im „alten“ der Fall war. <sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Um das Jahr 1564 existirten z. B. am Hundsturm, im Jahre 1690 in der Leopoldstadt (im **untern Werde**), 1706 in St. Marx, 1689 auf den grüßlich Königsegg'schen Gründen in Gumpendorf, 1732 in Margarethen, Simmering, Kaiser-Ebersdorf Brauhäuser und in Schwechat gar drei Brauhäuser zu gleicher Zeit.

<sup>2)</sup> Noch eine dritte Gattung, das Einböck (Haferbier), war damals bekannt, welches aber nur in Horn und in Trost erzeugt wurde.

<sup>3)</sup> Im Jahre 1684 gehörte das alte Blumenstöckel-Haus der Rosina Reschalin, im Jahre 1700 hiess es das Rabensauerische Haus, im Jahre 1775 kam es in den Besitz der Klosterfrauen zur Himmelpforte, nach Aufhebung des Klosters kam es aber wieder in Privatbesitz, und es standen seitdem an der Gewähr: im Jahre 1787 Anton Winter, 1795 Margaretha Winter, 1806 Georg Spitzer, 1822 Georg und Anna Spitzer, 1833 Josefa Klee, hierauf Michael Wichtel und dessen Erben und heute die Mitbesitzer Ferdinand und Barbara Wichtel, V., A. und E. Schnattinger.